

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 73 (1979)
Heft: 9

Artikel: Mythos des Hungers - zehn Legenden : woran Millionen Kinder sterben ; Kinder als Dissidente ; Erste Legende : Knappheit an Nahrungsmitteln ; Zweite Legende : Uebervölkerung ; Dritte Legende : Steigerung der Nahrungsmittelproduktion ; Vierte Legende : Je...
Autor: Braunschweig, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-142793>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

PETER BRAUNSCHWEIG

Mythos des Hungers — zehn Legenden

Woran Millionen Kinder sterben

Kinder wären Hoffnung für die Zukunft — wenn sie eine Zukunft hätten! Kinder wären Garanten des Lebens — wenn sie zu leben hätten!

Aber die Wirklichkeit sieht anders aus: 15 Millionen Kinder sterben jedes Jahr, bevor sie das 5. Lebensjahr erreicht haben. Die wenigsten sterben an unheilbaren Krankheiten. Etwa fünf Millionen kommen an gewöhnlichen Kinderkrankheiten um, gegen die wirksame Impfstoffe bestehen. Die Impfung würde pro Kind etwa zwei Dollar kosten. Achtzig Millionen Kinder werden jedes Jahr geboren. Sie alle zu impfen, würde also 160 Millionen Dollar kosten. Am Geld kann es nicht liegen.

Millionen Kinder sterben an Mangelkrankheiten und Unterernährung in einer Welt, in der es — wie noch zu zeigen sein wird — genug Nahrungsmittel gäbe, daß alle satt werden könnten. Wieso müssen die Kinder trotzdem sterben? Einige Menschen sind mit der zynischen Antwort zufrieden, daß es in einer Welt des Geburtenüberschusses und der Bevölkerungsexplosion vielleicht das bessere Los sei, früh zu sterben, als lang zu leiden. Die Antwort ist nicht nur zynisch, sie ist auch falsch. Die hohe Kindersterblichkeit in der Dritten Welt erhöht die Geburtenrate gerade in den ärmsten Ländern. Denn Kinder sind noch immer für viele Eltern der wichtigste soziale Sicherheitsfaktor. Wenn viele Kinder sterben, dann müssen noch mehr geboren werden, damit genügend überleben.

Vielen der Ueberlebenden bleibt eine unbeschwerte Kindheit versagt. Von den über vierzig Millionen Menschen, die in den Entwicklungsländern erblindet sind, entfällt ein hoher Anteil auf Kinder und Jugendliche. 80 Prozent der Erblindeten sind Opfer der vier hauptsächlichsten Augenkrankheiten, die vermeidbar oder heilbar wären: Trachom oder ägyptische Augenkrankheit, grauer Star, die Wurmkrankheit Onchozerkose sowie die Vitamin-A-Mangelkrankheit Xerophthalmie. Die erwähnte Zahl von über vierzig Millionen Erblindeten ist nur die Spitze des Eisberges. Zehnmal höher ist die Zahl derer, die von Krankheiten befallen sind, die, wenn sie nicht behandelt werden, zur Erblindung führen können. Amerikanische Wissenschaftler haben neben der Unwissenheit der Betroffenen und der Gleichgültigkeit mancher Regierungen vor allem das mangelnde Interesse der Pharma-Konzerne als Grund dafür ermittelt, daß nicht getan wird, was getan werden könnte, damit Kinder von heute nicht Blinde von morgen seien.

Noch ein weiterer Bereich macht deutlich, in welchem Maße Kinder in den Entwicklungsländern die Opfer einer fehlgeleiteten oder ver-

hinderten Entwicklung sind. Das Internationale Arbeitsamt hat im August 1978 die Zahl der Kinder unter 15 Jahren, die arbeiten müssen, mit 52 Millionen beziffert und gleich hinzugefügt, daß die Statistiken natürlich unvollständig seien und deshalb mit einer weit größeren Dunkelziffer gerechnet werden müsse. Die ermittelten 52 Millionen leben fast ausschließlich in Ländern der Dritten Welt. Von den arbeitenden Kindern geht es wohl denen noch relativ am besten, die als Landarbeiter in den Produktionsprozeß ihrer Familie einbezogen sind. Am schwersten trifft es Kinder und Jugendliche, die in Industriebetrieben arbeiten. Wörtlich aus dem Bericht des Internationalen Arbeitsamtes: «In einem Industriegebiet eines asiatischen Landes besteht ein großer Teil der Arbeitnehmerschaft aus Kindern, vor allem Mädchen. Wie aus einer für dieses Gebiet angestellten Uebersicht des IAA hervorgeht, arbeiten dort kleine, unterernährte Kinder viele Stunden lang, an sieben Tagen in der Woche, für einen Hungerlohn. Sie mühen sich in überfüllten, mangelhaft beleuchteten und schlecht belüfteten Industriegebäuden ab. Die Fabriken produzieren und verpacken Flaschen, Zigaretten, Textilien, Süßwaren, Gebäck und Fisch. In einem Betrieb heuern erwachsene Arbeiter Kinder an, als Helfer, und zahlen ihnen entweder einen Bruchteil dessen, was sie tatsächlich verdienen, oder aber Akkordlöhne.»

Kinder als Dissidente

Vor dem Hintergrund sterbender, unterernährter, erblindeter und ausgebeuteter Kinder tönt es beinahe wie Ironie, wenn es in der Erklärung der Rechte des Kindes heißt: «Die Menschheit schuldet dem Kind das Beste, was sie zu geben hat.» Diese am 20. November 1959 von der Vollversammlung der Vereinten Nationen einstimmig angenommene Erklärung umfaßt zehn Punkte und garantiert den Anspruch auf eine glückliche Kindheit, auf gesetzlich verankerte Erleichterungen für eine in jeder Hinsicht gesunde Entwicklung, auf Namen, Staatszugehörigkeit und soziale Sicherheit, auf Liebe und Verständnis, auf Erziehung und Bildung, auf Spiel und Erholung, auf Schutz vor Grausamkeit und Ausnutzung.

Die Diskrepanz zwischen dem, was wir Erwachsene unseren Kindern verheißen, und dem, was wir ihnen antun, ist zu gravierend, als daß man sie einfach als Schönheitsfehler oder als unvermeidlichen Unterschied zwischen Ist- und Soll-Zusand hinnehmen könnte. Diese Diskrepanz muß uns betroffen machen, zumal sie in keiner Weise nur für die Dritte Welt gilt, sondern ein weltweites Phänomen darstellt. In bezug auf die Situation in den Industrienationen beschreibt der Basler Philosoph Hans Saner das Verhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern unter dem Aspekt der physischen und strukturellen Gewalt. Wörtlich sagt Saner: «Wir respektieren die körperliche Integrität der Kinder nicht, sondern schlagen und mißhandeln sie rechtens. Wir setzen sie

psychisch permanent unter Druck. Wir gewähren ihnen keine Glaubens- und Gewissensfreiheit, sondern zwingen sie nach den Regeln der absoluten Herrscher: 'Wer befiehlt, sagt, was geglaubt werden soll', zu unserem Glauben. Wir gestatten ihnen keine öffentliche Meinungsfreiheit, sondern zensurieren ihre harmlosen Schülerzeitungen. Wir nehmen ihnen nahezu jede Freiheit, Freizügigkeit, jedes Mitbestimmungsrecht und die Möglichkeit, die Gerichte anzurufen usw. Sind sie nun Menschen oder sind sie es nicht? Wir behandeln sie jedenfalls nicht danach.»

Bei der Analyse dieses Tatbestandes kommt Saner zu dem Ergebnis, daß Gesellschaften, in denen Menschen über Menschen herrschen, gar nicht anders können, als immer die machtloseste Schicht, nämlich die Kinder, zu unterdrücken. Als Grund ermittelt Saner, daß die Kinder die eigentlichen Dissidenten seien, denn für ihre Entwicklung steht ihnen außer dem genetischen Erbe nicht nur die Kunst der Nachahmung, sondern die schöpferische Phantasie, die Fähigkeit des neugierigen und spielenden Versuchens zur Verfügung. Mit diesen Gaben ist das Kind nicht ein Freund des Bestehenden, sondern ein Anhänger der Grenzüberschreitungen. Mit seiner Spontaneität und seiner Ursprünglichkeit erweckt das Kind die Angst des Erwachsenen. Und in dieser Angst wird der Erwachsene repressiv und zwingt das Kind in ein Ghetto.

Wer heute danach fragt, warum es den Kindern in allen Teilen der Welt schlecht geht, wird an diesem Gesichtspunkt der Angst der Erwachsenen vor dem Kind nicht vorbeigehen können. Und wer sich diese Angst eingesteht, wird sich auch der Betroffenheit nicht entziehen können, die durch diese Einsicht entsteht. Der italienische Abgeordnete und Leiter der radikalliberalen Partei Italiens, Marco Panella, hat dieser Betroffenheit so Ausdruck gegeben, daß er am 13. Februar 1979 in einen Hungerstreik getreten ist mit der Forderung, das Jahr des Kindes umzubenennen in das «Jahr der 15 Millionen Kinder, die den Hungertod erlitten haben».

Damit kommen wir zur Fragestellung dieses Referats zurück: Hunger und Unterernährung — muß das sein? Die Antwort könnte kurz und bündig lauten: es muß nicht! Zur Begründung folge ich den Autoren Collins und Lappé, die im Jahr 1977 das Standardwerk «Vom Mythos des Hungers» (amerikanischer Originaltitel: «Food first — Beyond the Myth of Scarcity») verfaßt haben. Collins und Lappé setzen sich mit zehn «Legenden» auseinander, die den falschen Eindruck erwecken, daß der Hunger eine unabwendbare Naturkatastrophe, ein die Menschheit unausweichlich treffender Schicksalsschlag sei.

Erste Legende: Knappheit an Nahrungsmitteln

Die erste Legende lautet, daß Menschen hungern, weil Nahrungsmittel und kultivierbares Land knapp seien. Diese Behauptung ist deshalb eine

Legende, weil nach verschiedenen Berechnungsmöglichkeiten ermittelt werden kann, daß der Nahrungsmittelbedarf der Menschen gedeckt werden könnte. Unterlagen der FAO belegen, daß selbst während der Nahrungsmittelkrise zu Beginn der siebziger Jahre genug Getreide vorhanden war, um jedermann auf der Welt ausreichend mit Protein und 3 000 Kalorien pro Tag zu versehen. Eine sich auf die Jahre 1972 bis 1974 beziehende Berechnung kommt zum Ergebnis, daß der Kalorien- und Eiweißbedarf aller Menschen zu 107 Prozent gedeckt werden können. Eine solche Statistik würde natürlich noch wenig aussagen, wenn sie etwa einen rein arithmetischen Mittelwert angäbe, der durch enorme Ueberproduktionen in einem Teil der Welt und ebenso große Defizite in einem anderen Gebiet konstruiert worden wäre. Vielmehr trifft aber zu, daß auch in den Entwicklungsländern 86 Prozent aller Menschen in Gebieten leben, in denen der Zuwachs der Nahrungsmittelproduktion nicht hinter dem Bevölkerungszuwachs zurückgeblieben ist. Aber — und hier ist ein erstes entscheidendes Problem zu signalisieren — die Produktionszahlen stimmen häufig nicht mit den Quantitäten überein, die für die Ernährung der Bevölkerung tatsächlich zur Verfügung stehen. Denn gerade auch die von den überhöhten Welt-nahrungsmittelpreisen am stärksten betroffenen Länder gehören zu den landwirtschaftlichen Exportstaaten. 40 Prozent aller landwirtschaftlichen Importe in die USA kommen aus Entwicklungsländern. Diese landwirtschaftliche Handelstätigkeit ist ein Erbe der Kolonialzeit und ihrer Konzentration auf sogenannte Monokulturen, das heißt auf wenige für den Export geeignete Produkte. So stiegen zum Beispiel auch während der Dürrejahre die landwirtschaftlichen Exporte aus den Sahel-Ländern drastisch an. Die Ausfuhr von Baumwolle aus Mali stieg von 1966 bis 1972 um 400 Prozent, die Erdnußproduktion für den Export nach Europa um 70 Prozent, und auch die für den Export bestimmte Reisproduktion erreichte ein Rekordausmaß. Im Dürrejahr 1971 wurden 14,5 Millionen Gemüse aus dem Sahel meist nach Europa exportiert. Aber nicht nur durch Exporte entstehen lokale Verknappungen, sondern auch durch technisch und sozial bedingte Verteilungsprobleme. Aus Bangla Desh wird berichtet, daß nach der Ueberschwemmung von 1974 vier Millionen Tonnen Reis verrotteten, weil die arme Bevölkerung kein Geld hatte, um den Reis zu kaufen.

Exportierende Länder sind andererseits natürlich auf Importe angewiesen, denn ihre Produktionsstruktur ist ja gerade auf wenige Güter angelegt, die sich eher an den Ausfuhrchancen als an den Bedürfnissen der Bevölkerung orientieren. Dadurch werden diese Staaten doppelt abhängig von den Weltmarktpreisen, denn weder als Lieferanten ihrer Exportwaren noch als Käufer der für sie notwendigen Importgüter haben sie — mit wenigen Ausnahmen — Einfluß auf die Preisgestaltung. Verkaufen müssen sie auf jeden Fall und um jeden Preis, denn nur so

erhalten sie die für die Importe notwendigen Devisen. Kaufen müssen sie auch zu allen Bedingungen, weil sie sich das Anlegen von Vorräten nicht leisten können. Doch auf die für die Schwachen unbarmherzigen Spielregeln der weltwirtschaftlichen Beziehungen kommen wir später noch zurück.

Hier ist noch auf den zweiten Teil der ersten Legende einzugehen, nämlich daß zuwenig kultivierbares Land vorhanden sei. Auch diese Vermutung trifft nicht zu. Vielmehr kann man davon ausgehen, daß weltweit nur etwa 50 Prozent des bebaubaren Landes wirklich genutzt wird. An einigen Orten besteht sogar ein ganz eklatantes Mißverhältnis. So wurde im Jahre 1970 für Kolumbien errechnet, daß die größten Landbesitzer zusammen 70 Prozent der Landfläche kontrollieren, aber davon nur 6 Prozent nutzen. Nicht die Größe der Bodenflächen ist entscheidend, sondern die Besitzverhältnisse, das heißt die Frage, ob derjenige, dem das Land gehört, auch darauf angewiesen ist, von den Früchten des Landes zu leben; oder ob er sich leisten kann, seinen Boden brach liegen zu lassen, etwa weil ihm die Löhne der Landarbeiter zu stark anzusteigen scheinen, weil er die Investitionskosten für Geräte scheut, weil er sich schlechte Vermarktungschancen für seine landwirtschaftliche Produktion ausrechnet oder weil in der Vielzahl seiner geschäftlichen Interessen jetzt gerade andere die Priorität genießen.

Mit allem Nachdruck möchte ich an dieser Stelle die These aufstellen, daß der ein anderes Verhältnis zu seinen Produkten hat, der sie für den eigenen Bedarf herstellt, im Vergleich zu dem, der damit geschäften will. Das Hauptproblem der gegenwärtigen weltwirtschaftlichen Tätigkeit besteht darin, daß dem Geschäft mehr Raum und eine höhere Priorität eingeräumt wird als der unmittelbaren Bedarfsdeckung. Die Maxime, die sich daraus auch im Blick auf das Hungerproblem ableiten läßt, lautet: Bedarfsdeckung ist wichtiger als Handel und muß vor diesem geschützt werden.

Zweite Legende: Uebervölkerung

Die zweite Legend ist die Umkehrung der ersten. Sie besagt nicht, daß es zuwenig Boden und Nahrungsmittel gäbe, sondern zuviel Menschen. Die Bevölkerungsexplosion sei schuld am Hunger. Es gibt einige Beispiele, die ziemlich schlagend beweisen, daß diese Theorie nicht stimmen kann. Die Volksrepublik China ist im Verhältnis zur landwirtschaftlich genutzten Fläche doppelt so dicht besiedelt wie Indien, und trotzdem gibt es in China kein Hungerproblem — ganz im Unterschied zu Indien. Nicht der Bevölkerungszuwachs ist schuld am Hunger, sondern Hunger und Armut verursachen eine hohe Geburtenrate, weil von der großen Kinderzahl die sonst fehlende soziale und Alterssicherung erhofft wird. Deshalb ist dem Problem mit Familienplanung nicht bei-

zukommen, sondern erst die Veränderung der sozialen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen schafft die Voraussetzung dafür, daß die Zahl der Kinder pro Familie kleiner werden kann.

Dritte Legende: Steigerung der Nahrungsmittelproduktion

Die dritte Legende sagt aus, daß die Lösung des Problems in der Steigerung der Nahrungsmittelproduktion pro Bodeneinheit liegt. Dieses rein quantitative Denken hat bekanntlich zu landwirtschaftlichen Modernisierungsprojekten im Sinne der sogenannten Grünen Revolution geführt. Durch die optimale Verwendung von Saatgut, Dünger und Wasser wurden maximale Erträge angestrebt und zum Teil auch erreicht. Aber dieser technische Zugang zum Problem ging über die bestehenden Besitz- und Sozialstrukturen hinweg und verschärfte bestehende Ungleichheiten. Im Blick auf die Weltkonferenz über ländliche Entwicklung und Agrarreform (World Conference on Agrarian Reform and Rural Development) vom Juli 1979 ist unter der Federführung der FAO ein aufschlußreiches Dokument veröffentlicht worden. Darin wird festgestellt, daß die Grüne Revolution die Kluft zwischen reichen und armen Bauern vergrößere, weil durch die Kredit- und Beratungssysteme die Großbauern bevorzugt würden. Die Produktionssteigerung fördere auch den Export und zerstöre traditionell sinnvolle Wirtschaftsweisen. Ferner fördere die Grüne Revolution dank ihrer Bevorzugung von Großgrundbesitzern die Monopolisierung der fruchtbaren Böden und treibe Kleinbauern in marginale und heikle Zonen ab, wo dann die Uebernutzung und Entwaldung des Bodens zu schneller Erosion und Wüstenbildung führe.

Auch fördert die kapitalintensive Grüne Revolution die Investierung ausländischer Kapitalien, damit die Abhängigkeit vom Ausland, von transnationalen Gesellschaften und vor allem von der internationalen Agroindustrie. Dieser Industriezweig hat die Welt mit einem Produktions-, Verarbeitungs-, Transport- und Vermarktungsnetz überzogen, sodaß die Entwicklungsländer zur globalen Farm werden, die den globalen Supermarkt der Reichen beliefert. Die Agroindustrie macht es möglich, daß man die landwirtschaftlichen Früchte dort essen kann, wo sie nicht gedeihen; daß man sie dann genießen kann, wenn sie nicht reifen; daß sie denen zur Verfügung stehen, die sie nicht brauchen; und daß diejenigen, die nicht genug zum Leben haben, den Ueberfluß der Satten kultivieren. Die Firma Del Monte ist ein typisches Beispiel, das von Collins und Lappé wie folgt geschildert wird: «Del Monte hat Farmen, Fischereien und Verarbeitungsanlagen in mehr als zwei Dutzend Ländern. Aufsichtsratsvorsitzender Alfred Eames jr. schrieb in einem der letzten Jahresberichte begeistert: 'Unser Geschäft ist nicht lediglich das Verpacken in Büchsen, es ist die Speisung der Menschen.' Welcher Menschen aber? Del Monte unter-

hält Pflanzungen auf den Philippinen, um die nach Bananen ausgehungerten Japaner zu füttern, schließt Verträge mit mexikanischen Bauern, um die Spargelsüchtigen in Frankreich, Dänemark und der Schweiz zu versorgen, und eröffnet eine neue Pflanzung in Kenia, damit einigen Briten ihre Ration an jetfrischen Ananas nicht fehlt.»

Aber nicht nur das geschäftliche Interesse, das die Agroindustrie an der Grünen Revolution hat, bringt diese ins Zwielficht. Der technokratische Zugang ist an sich problematisch. Was nützt die Steigerung der Getreideproduktion, wenn in der industriellen Tierhaltung etwa gleich viel Getreide dem Vieh verfüttert wird, wie in der gleichen Zeit den drei Milliarden Bewohnern der Entwicklungsländern zur Verfügung steht? Für die Jahre 1972 bis 1974 ist errechnet worden, daß jährlich 490 Millionen Tonnen Getreide dem Vieh verfüttert wurden, während in der gleichen Zeit die Menschen der Dritten Welt jährlich 498 Millionen Tonnen Getreide zu ihrer Verfügung hatten.

Oder was nützen Steigerungsraten der Nahrungsmittelproduktion, wenn gleichzeitig mit Nahrungsmitteln wirtschaftlich und politisch spekuliert wird? Die USA sind bekanntlich einer der hauptsächlichsten Weizenlieferanten. Aber es kann keine Rede davon sein, daß die USA bereit wären, den Weizen zu möglichst günstigen Bedingungen an Länder der Dritten Welt zu verkaufen. Im Gegenteil: angesichts des Defizits ihrer Handelsbilanz haben sie ein langfristiges Interesse daran, den Weizenpreis hochzuhalten. Als sich für die amerikanischen Weizenreserven abzuzeichnen begann, daß die Grenze der Sättigung bald erreicht sein könnte und die Preise sinken würden, kündigte Präsident Carter eine Verringerung der Anbauflächen um 20 Prozent an, um auf diese Weise die Reserven zu reduzieren und die Preise wieder steigen zu lassen. Gute Kunde bringt in diesem Zusammenhang ein Bericht des Wirtschaftsdienstes der Chase Manhattan Bank. Darin werden amerikanische Weizenexporteure getröstet, daß ab 1980 die Preise steigen und bis 1986 das frühere Rekordniveau erreicht haben werden.

Noch brutaler kalkuliert die CIA amerikanische Nahrungsmittelvorräte in ihre Perspektiven ein. Aus einem Bericht vom August 1974: «... Es scheint klar zu sein, daß zumindest die Welt der Armen in den nächsten Jahrzehnten ständig unter Nahrungsmittelknappheit und gelegentlichen Hungersnöten zu leiden haben wird ... Die Ungleichheit zwischen den Reichen und den Armen wird sich also wahrscheinlich noch verstärken. Und die Abhängigkeit der Welt von der nordamerikanischen Landwirtschaft wird ständig größer werden ... Die Fähigkeit, in Zeiten der Knappheit oder des Hungers Nahrungsmittelhilfe zu leisten, wird den Einfluß der USA in den Empfängerländern vertiefen ... wenn der Abkühlungstrend im Weltklima, wie er von Klimatologen vorhergesagt worden ist, noch mehrere Jahrzehnte anhält, wird es fast mit

Sicherheit eine absolute Nahrungsmittelknappheit geben ... In einer kühleren und deshalb hungrigeren Welt ... könnte die nahezu monopolartige Stellung der USA als Nahrungsmittelexporteur den Vereinigten Staaten eine Macht verleihen, die sie nie zuvor hatten ... Washington würde praktisch die Gewalt über Leben und Tod der Menschen in bedürftigen Ländern erhalten.»

Angesichts solcher Ueberlegungen so zu tun, als ob das Welthungerproblem technisch gelöst werden könnte durch Steigerungen der landwirtschaftlichen Ertragsraten, ist wohl ein großangelegter Versuch, die wirtschaftlichen und politischen Implikationen des Problems zu vertuschen.

Vierte Legende: Je größer, desto besser

Die vierte Legende lautet, daß Kleinbetriebe nicht mehr rentieren, und daß man sich deshalb besser auf Großbauern verlasse und diese Entwicklung fördere. Es gibt inzwischen genügend Belege dafür, daß diese Behauptung nicht stimmt. Gerade die Studien über die Grüne Revolution zeigen, daß trotz aller Mechanismen und Optimierung der Saatgut-Düngemittel-Kombination sogar der reine Ertragswert pro Hektar in den Großbetrieben geringer bleibt als in den Kleinbetrieben. Keine Maschine ersetzt das rigore Selbst-Interesse des Kleinbauern, aus dem Boden stets das herauszuholen, was er und seine Familie zum Leben brauchen, und zwar nicht nur während eines Jahres, sondern langfristig. Kleinbauern bepflanzen ein Feld dichter, als es eine Maschine tut. Sie mischen und wechseln den Anbau sich ergänzender Feldfrüchte ab. Sie wählen eine arbeitsintensive Kombination von Feldbau und Tierhaltung, und sie arbeiten mit ihren beschränkten Ressourcen — vor allem mit ihrer eigenen Arbeitskraft — bis an die Grenzen des Möglichen. Wichtiger als diese quantitativen Ueberlegungen sind aber qualitative: Der Großbauer ernährt sich in der Regel nicht unmittelbar von den Erträgen seines Bodens. Oft lebt er in der Stadt und hat auch kaum einen physischen Kontakt zu «seiner» Produktion, das heißt zur Produktion der von ihm abhängigen Landarbeiter. Die Entscheidungen, was angebaut wird, trifft er nicht aufgrund des effektiven Bedarfs der Menschen seiner Umwelt, sondern häufig im Blick auf ausländische Absatzmöglichkeiten. Es macht ihm auch nichts aus, mit seinem Angebot zurückzuhalten, wenn er sich für später günstigere Preise verspricht. In Kolumbien haben Großgrundbesitzer entdeckt, daß sie mit Nelkenanbau achtzigmal mehr verdienen können als mit Getreide. Sie haben nicht gezögert, ihre Produktion auf Nelken umzustellen. Der Kleinbauer weiß noch darum, daß Getreide im Bauch wichtiger ist als Nelkengeld im Portemonnaie. Er leistet deshalb einen Beitrag zu seiner eigenen und seiner Umwelt Ernährung. Der Großbauer leistet diesen Beitrag möglicherweise nicht.

Fünfte Legende: Nahrungsmittel kontra Umweltschutz

Die fünfte Legende geht davon aus, daß für eine weitere Steigerung der Nahrungsmittelproduktion auch ökologische Opfer gebracht werden müßten. Deshalb sollten auch heikle Böden kultiviert und Erosionen in Kauf genommen werden. Bedenken gegen Waldrodungen könnten zurückgestellt werden; auch seien Schädlingsbekämpfungsmittel vermehrt anzuwenden. Nach allem bisher Gesagten kann kein Zweifel daran bestehen, daß die in dieser Legende vorgeschlagene Roßkurpolitik kurzfristige Erfolge zeitigen kann. Schon mittelfristig werden sich die Erosionsschäden katastrophal auswirken. Die Sahel-Dürrejahre sollten eigentlich genügend lehrreich gewesen sein, um eine forcierte Uebernutzung des Bodens gar nicht mehr propagieren zu können. Dazu ist schon deshalb kein Anlaß, weil der Boden nicht nur für landwirtschaftliche Zwecke genutzt, sondern auch die industrielle Entwicklung über verantwortbare Grenzen hinaus belastet wird. Solcher Raubbau hat längst auch die Entwicklungsländer erreicht. Das Anwachsen der Großstädte, die industriellen Ballungen, Straßen und andere Verkehrs- und Transportsysteme, vor allem aber die Energiegewinnung brauchen Boden. Keine Statistik weist aus, wieviel Ackerland unter Stauseen verborgen ist, wieviel für den Tagbau von Kohle, die Ausbreitung von Oelraffinerien und die Plazierung von Lagertanks verwendet wurde. Zu denken ist ferner an den Bodenbedarf für Parkplätze und Zweitwohnungen. Generell gilt die Gleichung: je höher der Lebensstandard desto größer der Bodenbedarf — oft auf Kosten des eigentlichen Ackerlandes — mit dem Ergebnis, daß Bauern auf heiklere Böden abgedrängt werden, diese überbelasten müssen und damit der Erosion und Wüstenbildung Vorschub leisten.

Zwar stimmt die Feststellung, daß weltweit gesehen genug Ackerland vorhanden wäre, um eine ausreichende Versorgung der Menschheit mit Nahrungsmitteln sicherzustellen. Trotzdem dürfen die negativen Auswirkungen einer forcierten industriellen Entwicklung für die Bodenverhältnisse nicht unterschätzt werden.

Sechste Legende: Exportlandwirtschaft

Die sechste Legende ist wiederum eine tief verwurzelte. Sie besagt, daß Entwicklungsländer sich eben auf den Export landwirtschaftlicher Produkte konzentrieren sollten; dadurch würden sie die notwendigen Devisen erhalten, die sie dann für die industrielle Entwicklung des Landes und für den Ankauf der fehlenden Nahrungsmittel verwenden können. In der Auseinandersetzung mit dieser Legende befinden wir uns am entscheidenden Punkt: Sind Nahrungsmittel in erster Linie ein Mittel zur Ernährung oder eine Handelsware? Ich sage bewußt und betont: «in erster Linie», weil zum vornherein die romantische Vorstellung ausgeschlossen sein soll, daß eine völlig autarke Selbstver-

sorgungswirtschaft nur schon anzustreben, geschweige denn auch durchzusetzen wäre. Selbstverständlich sind Nahrungsmittel immer auch Handelsgüter. Die Frage ist nur, was Vorrang hat, und welche Ziele mit der Vermarktung verfolgt werden.

Siebente Legende: Die «reiche» Welt gegen die «arme» Welt

Mit diesen Fragen befinden wir uns mitten in den Auseinandersetzungen, die einerseits zwischen Industrienationen und Entwicklungsländern, andererseits zwischen verschiedenen Entwicklungsländergruppen und nicht zuletzt innerhalb der Länder geführt werden. Mit diesem Hinweis kann auch gleich die siebte Legende ausgeräumt werden. Sie will weismachen, daß sich der reiche Norden und der arme Süden als geschlossene Blöcke gegenüberstehen. Diese Legende geht davon aus, daß Regierungen immer auch im Namen ihrer Völker sprechen können, daß wirtschaftliche Interessen identisch sind mit den Bedürfnissen der Menschen, die im entsprechenden Wirtschaftssystem leben. Diese Legende geht über das Gefälle hinweg, das in jedem Land innerhalb seiner Gesellschaft besteht; vielleicht verfolgt diese Legende oft die bestimmte Absicht, von lokalen, regionalen, nationalen Klassenunterschieden abzulenken. Jedenfalls hier in der Schweiz haben wir die billigen Harmonisierungsversuche abzuwehren, als ob wir schließlich doch alle im gleichen Boot säßen. Die lateinamerikanische Abhängigkeitstheorie, aber auch andere Forschungsrichtungen haben hinlänglich deutlich gemacht, daß sich das «Nord-Süd»-Gefälle innerhalb jeder Region und innerhalb jedes Landes fortsetzt. Auch nördliche Länder haben ihren «Süden»: ihre benachteiligten, abhängigen und vernachlässigten Gebiete und Menschengruppen. Und auch die südlichen Länder haben ihren «Norden»: gesellschaftliche und geographische Zentren, wo sich in der Hand kleiner Oberschichten die wirtschaftliche, politische, militärische und kulturelle Macht und Entscheidungsbezugnis konzentriert. Es dürfte hilfreich sein, sich dieses Bild der Weltgesellschaft vor Augen zu halten und sich nicht von vereinfachenden Modellen irreleiten zu lassen.

Angeichts dieser Sachlage kann es nicht erstaunen, daß auch innerhalb der Dritten Welt sehr unterschiedliche Interessen vertreten werden. Es ist deutlich, daß städtische Oberschichten sich gerne und schnell in weltweite Industrialisierungsprozesse und weltwirtschaftliche Entwicklungen integrieren lassen möchten. Und weil aus diesen Eliten sich meistens auch Regierungsbeamte und die Regierung selbst rekrutieren, kann leicht der Eindruck entstehen, daß es sich dabei um nationale Interessen der ganzen Bevölkerung handelt. Aber wer nur auf diese Stimmen hört, überhört eine sich immer deutlicher artikulierende Tendenz, die mit dem Stichwort der Selfreliance bezeichnet werden kann. Selfreliance will sagen, daß jeder Mensch in seiner Um-

welt einbezogen werden muß in den Entscheidungsprozeß hinsichtlich der Ziele der Entwicklung und des Weges, der auf dieses Ziel hin einzuschlagen ist. Selfreliance bedeutet, daß das Ziel nicht einfach klar ist und aus den sogenannten entwickelten Ländern übernommen werden kann. Vielmehr muß das Ziel aufgrund der eigenen Bedürfnisse und Voraussetzungen je neu definiert, der Weg dazu gefunden und geprüft werden, welche eigenen Ressourcen zur Verfügung stehen. Erst in zweiter Linie kommt die Frage, welche fremden Anregungen, Interventionen und Ressourcen man allenfalls in Anspruch nehmen muß und was man selbst an andere weitergeben kann. Selfreliance findet ihren starken Ausdruck etwa in der Bewegung des Schwarzen Bewußtseins im südlichen Afrika und der dazugehörigen Schwarzen Theologie oder in der Befreiungstheologie Lateinamerikas sowie im Genossenschaftswesen und in der Gewerkschaftsbewegung. Selfreliance kommt in den Befreiungsbewegungen zum Ausdruck, kann aber auch die Form der kollektiven Selfreliance annehmen, etwa im Zusammenschluß der Oel produzierenden Länder und in anderen Versuchen von Interessenverbänden. Selfreliance nimmt also nicht einfach die Form der Abkapselung oder Abkoppelung an — wiewohl sie auf diesen Weg führen mag —, sondern kann sich auch in bewußt gewählten Handelsbeziehungen ausdrücken.

Entscheidend ist die Frage der Priorität: Vorrang haben nicht das Wirtschaftswachstum und seine statistischen Größen, etwa das Brutto-sozialprodukt, Vorrang haben der Mensch selbst und seine Bedürfnisse ohne Rücksicht darauf, wie sich deren Befriedigung auf Handels- und Zahlungsbilanzen auswirkt. Auf Fragen der Nahrungsmittelproduktion übertragen geht es darum, herauszufinden, wie sich Menschen auf ihrem Boden am besten ernähren können, und nicht darum, welche Produkte am erfolgreichsten vermarktet werden können. Wer Hunger und Armut bekämpfen will, muß sich an den Bedürfnissen der Mehrheiten und nicht an den Interessen der Minderheiten orientieren. Diesem Postulat versucht immer stärker — mindestens theoretisch — auch die FAO gerecht zu werden. Im Blick auf die bereits erwähnte Konferenz dieses Sommers formulierte FAO-Generaldirektor Saoma unlängst vier Lehren, die aus bisherigen Erfahrungen gezogen werden müßten: Zu den Produktionsmitteln in ländlichen Gebieten muß gerechter Zugang verschafft werden; die einzelnen Staaten sollten mehr Mittel in den ländlichen Sektor umlegen; die Entscheidungsgewalt muß dezentralisiert werden; die Bevölkerung muß organisiert werden, damit sie an der Planung und Durchführung von Entwicklungsprogrammen wirksam beteiligt werden kann. Mit dieser letzten Forderung geht Saoma selbst über den Bericht hinaus, den seine Organisation für die Konferenz dieses Sommers erarbeitet hat. Dort wird die ganze Verantwortung den Regierungen übertragen. Aber selbst die rechtsbürgerliche »Neue

Zürcher Zeitung» fragt, ob denn die Regierungen in der Lage seien, diese Verantwortung wahrzunehmen, ob sie frei genug seien dazu — und wörtlich: «Wenn man berücksichtigt, daß die meisten Entwicklungsländer zum Ueberleben von unseren Bankensystemen und ein großer Teil ihrer Produktion und deren Vermarktung von unseren Firmen abhängig sind, kann man die Frage nur mit Nein beantworten.»

Diese Abhängigkeit der Regierungen markiert auch die Grenzen der Erwartungen, die man an die Neue Weltwirtschaftsordnung richten kann. Gewiß droht diese zunächst am Widerstand der Industrienationen zu scheitern. Aber gefährdet ist sie auch dadurch, daß sie zu einer Verschärfung des Gefälles innerhalb der einzelnen Länder beitragen kann, wenn es nicht gelingt, die internen Strukturen der Ungleichheit und Ungerechtigkeit zu überwinden. Dabei haben das Bewußtsein der Self-reliance und die entsprechenden Organisationsformen der Bevölkerung entscheidende Bedeutung. Je unmittelbarer sich die Menschen selbst bemerkbar machen, desto nachdrücklicher können sie ihre Bedürfnisse artikulieren und verhindern, daß diese durch andere Interessen verfremdet werden.

Achte Legende: Die Armen sind passiv

Mit diesen Andeutungen sind wir bereits in den Bereich der achten Legende vorgedrungen, die aussagen will, daß unterdrückte und schlecht ernährte Menschen gar nicht in der Lage sind, sich selbst zu mobilisieren und zu befreien. Zum Glück gibt es in allen Erdteilen gültige Gegenbeispiele, wie die Verbesserung der nordvietnamesischen Landwirtschaft gerade während der schlimmsten Kriegsjahre, die Solidarisierung palästinensischer Befreiungskämpfer mit jordanischen Bauern vor dem Schwarzen September 1970, der Aufstand der Bevölkerung in Nicaragua und so weiter.

Neunte Legende: Umverteilung der Nahrungsmittel

Die neunte Legende empfiehlt als Lösung eine Umverteilung vorhandener Nahrungsmittel im Sinne der Nahrungsmittelhilfe. Gewiß soll nicht ausgeschlossen werden, daß in Ausnahmefällen — etwa bei tatsächlichen Katastrophen — solche Maßnahmen angezeigt sein können. Aber es dürfte aus den bisherigen Ausführungen deutlich geworden sein, daß es nicht um die Verteilung von Fertigprodukten gehen kann, sondern um die gerechte Teilnahme an der Macht über ländliche Produktionsmittel und an den Entscheidungsprozessen. Diese These gilt besonders auch im Blick auf bereits erwähnte wirtschaftliche und politische Spekulationen mit verfügbaren Nahrungsmitteln. Ich habe Beispiele aus den USA erwähnt, nicht um ein bestimmtes Land zum Sündenbock zu stempeln. Ich bin sicher, daß ähnliche Beispiele aus allen

Ueberschußländern beigebracht werden könnten. In der Schweiz haben wir uns gegenwärtig im Rahmen einer Kreditvorlage für humanitäre Hilfe auch mit Nahrungsmittelhilfe auseinanderzusetzen, und es ist deutlich, wie schnell dabei wirtschaftliche Interessen die Absicht der Hilfe zu unterwandern drohen. Das wird dann besonders auffällig, wenn sich die Hilfsbereitschaft auf Produkte bezieht, die bei uns im Ueberfluß vorhanden sind: Milchpulver, Schachtelkäse, Weißmehl — ohne sich genügend an den Bedürfnissen der Empfängerländer zu orientieren.

Zehnte Legende: Entwicklungshilfe

Die zehnte Legende nach Collins und Lappé lautet schließlich, daß dem Problem des Hungers mit vermehrter Entwicklungshilfe beizukommen sei. Wer selbst mit Entwicklungshilfe zu tun hat, wird dieser Legende sich nicht aufsitzen. So optimistisch — ich möchte sagen — so naiv zu denken, war vielleicht vor zwanzig Jahren noch möglich. Wer es heute noch tut, verschließt die Augen vor den bestehenden Machtverhältnissen. Diese Machtverhältnisse sind geeignet, auch die bestgemeinte Hilfe zu neuen Formen der Abhängigkeit werden zu lassen. Wer Selfreliance ernst nimmt, muß auch Entwicklungshilfe neu definieren. Der Entwicklungshelfer ist sicher nicht mehr der Autor der Entwicklung. Die Initiative muß von der Bevölkerung selbst ausgehen. Alle Hilfe kann nur sekundären und subsidiären Charakter haben. Vor allem muß das Ende der bisherigen Form der Hilfe in Aussicht genommen werden, nicht weil alle Probleme gelöst wären, sondern weil diese mit wirksameren Mitteln angegangen werden müssen: mit einer Veränderung der Lebensweise in allen Teilen der Welt, sodaß man leben kann, aber nicht auf Kosten anderer leben muß. Denn beides muß nicht sein: weder daß die einen verhungern, noch daß die andern an ihrem Ueberfluß zugrunde gehen.

*

Nachwort: Die in diesem Referat mehrfach erwähnte Weltkonferenz über Agrarreform und ländliche Entwicklung hat inzwischen stattgefunden. Die Widersprüche sind dabei sehr deutlich geworden. Die Konferenz wurde durch die «Internationale Gruppe für Agrarstudien» kritisch begleitet. Diese Gruppe hat die «Erklärung von Rom» herausgegeben (vgl. Das Dokument, in diesem Heft, S. 268ff.). Maßgeblich daran beteiligt sind Joseph Collins und Annemarie Holenstein.